

Wiederentdeckt (Lukas 15,11ff.)

Predigt gehalten von Patrick Siegfried, Pfarrer

Als Jesus die Geschichte erzählt, sind die jungen Söhne erleichtert. Die Worte Jesu tun ihnen gut. Die Väter legen den Arm über ihre Schultern. Sie blicken sich an - so, wie sie das noch nie vorher getan haben. Die Mütter nicken zustimmend. Manche Grossmutter klatscht zufrieden in die faltigen Hände. Endlich mal eine Geschichte mit echtem Happy End. Die wehmütigen Blicke der Erstgeborenen ernten Verständnis. Sie fühlen sich beachtet mit ihrem Fleiss und können über sich selber lachen. Die erwachsenen Männer erinnern sich, dass sie selbst einmal Söhne gewesen waren. Die Frauen erzählen von einem verlorenen Ehering oder von verlorener Liebe. Und beschreiben einander die Glücksmomente als sie es wiederfanden. Manche Grossväter reiben sich die narbigen Hände. Endlich mal eine Geschichte, die noch von Wundern weiss. Sie alle finden sich wieder in der Geschichte des Wiederentdeckens.

Und wir? Finden wir uns wieder? Ich wohl. Zuerst mal oberflächlich. Ich bin geübt im Verlieren. Den erleichternden Moment des Wiederfindens von Schlüsseln, Terminen und Namen kenne ich gut. Dann bewegt es mich auch innerlich. Weil mir diese Geschichte zu einem Spiegel für den eigenen Glaubensprozess wurde - das Suchen, das Fragen, das Hoffen und die tief erlebte Liebe - die viel zu kostbar und geheimnisvoll ist, als dass man über sie verfügen könnte. Von diesem inneren Weg möchte ich etwas mit euch teilen.

Der jüngere Sohn: Wir erfassen die Dimension des Gefundenwerdens tiefer, wenn wir uns stärker der Wirklichkeit des Verlorengehens stellen. Der jüngere Sohn sagt zu seinem Vater: *«Gib mir den Anteil des Vermögens, der mir zusteht.»* Dann packt er alles zusammen und geht. Diese Sätze sind viel zu nüchtern erzählt für diesen himmelschreienden Augenblick. Wie verletzend, unverständlich und enttäuschend muss das für den Vater gewesen sein.

Ein Forscher reiste im Orient umher und interviewte die Einheimischen. Er fragte, was es bedeute, wenn ein Sohn sein Erbe verlangt, während der Vater noch lebt. Das Gespräch verlief oft ähnlich in etwa so: ‚Hat in ihrem Dorf jemals irgendwer eine solche Forderung gestellt? Niemals. Wäre es möglich, dass irgendjemand eine solche Forderung stellt? Unmöglich. Was würde geschehen, wenn es jemand täte? Der Vater würde ihn verprügeln. Warum? Ist doch klar: der Sohn wünscht sich, dass sein Vater tot sei!‘ Denn der Sohn hat nach dem üblichen Erbrecht erst nach dem Tod des Vaters das Recht, über das Erbe zu verfügen. Somit sagt der Sohn mit seiner Forderung: Vater, ich wäre froh, wenn du sterben würdest! Auch wenn wir uns im Leben wahrscheinlich nie so aufgelehnt haben. Wir sind uns gewohnt, wie der verlorene Sohn zu handeln. Wir denken und handeln eigenständig. Wir sind doch selber gross und brauchen niemanden, der uns etwas zu sagen hat. Die ICH-AG, wie

die Soziologen die Menschen heute beschreiben, schöpft aus dem Streben nach Unabhängigkeit. Das Ich kommt vor dem Wir. Verwirkliche dich selbst. Das Weggehen von Zuhause ist die Ablehnung der eigenen Herkunft. Es ist die Ablehnung der Wirklichkeit, dass wir von Gott kommen und zu ihm gehen. Dass wir mit allen Fasern unseres Seins ihm gehören. Dass wir in seine Hand unauslöslich geschrieben sind. Zuhause ist die Mitte des Seins, in der wir die leise Stimme hören: «Dich liebe ich: du gefällst mir.» Als der Geliebte kann ich mich einbringen, ohne eine Ablehnung zu befürchten oder nach einer Bestätigung zu haschen. Als die Geliebte kann ich Lob erhalten, ohne damit mir meine Qualität zu beweisen. Es beinhaltet das radikale Vertrauen, dass dieses Zuhause immer da war, da ist und immer da sein wird – durch den Tod hindurch.

Doch wie der verlorene Sohn fliehen wir von unserem Ursprung. Wir suchen Orte, in denen andere Stimmen eindringlicher sind als die Stimme der Liebe: «Geh! Zeige, was du wert bist. Verdien dir deine Liebe. Zeig, dass du ein guter Junge und gutes Mädchen bist. Zeig mir deine Noten, zeig mir deine Trophäen, zeig mir, was du erreicht hast.»

Gewöhne ich mich an diese Stimmen, prägt mich Gier statt Grosszügigkeit, Rivalität statt Freundschaft. Und die Angst wächst, übergangen oder ausgelacht zu werden. Und dann? Statt nach Hause zurück zu kehren, strengere ich mich noch mehr an. Bis ich bei den Schweinen lande.

Wohl dem Menschen, der rechtzeitig in seiner Suche erkennt, dass Umkehr keine Niederlage ist. Wohl dem Menschen, der gar nicht mehr anders kann, als einzusehen, dass er beim Vater alles in Fülle hat. So sagt sich der jüngere Sohn: *«Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: ... Ich bin nicht mehr Wert dein Sohn zu sein»* In seiner Rede wird deutlich, dass er immer noch meint, die Annahme des Vaters sei an Bedingungen geknüpft. Er zweifelt, ob er wirklich willkommen ist. Es könnte ja sein, dass er sich alles einbildet und dass es viel zu schön ist, um wahr zu sein. Er wird von der Reaktion des Vaters überwältigt. Kein Verurteilen oder Abwerten. Bedingungslose Annahme. Mein Kind ist zurück. Das wollen wir feiern.

Der ältere Sohn: Seit jeher wird mit dem verlorenen Sohn an den Jüngeren gedacht. Das Verlorensein stellen wir uns als ein aktives Unternehmen vor. Der jüngere Sohn handelt. Er geht weg und verprasst das Geld. Eindeutig. Leicht zu verstehen. Sympathisch. Mit dem verlorenen Sohn könnte aber auch der Ältere gemeint sein. Klar. Sein Verlorensein ist viel schwerer zu greifen. Er macht ja lauter Dinge, die korrekt sind. Er ist gehorsam, pflichtbewusst, gesetzestreu, fleissig. Die Leute respektieren ihn, bewundern ihn und loben ihn. Nach aussen war er makellos und einwandfrei. Als er aber mit der Freude über die Heimkehr des jüngeren Bruders konfrontiert wird, bricht es aus ihm heraus. Plötzlich erscheint ein eifersüchtiges und hassendes Wesen. Ganz langsam ist das Gekränktheit gewachsen. Immer mehr wurde er zum

„Chnorzi“, nörgelte herum, jammerte und wurde bitter. Der ältere Sohn meint, er habe nie erhalten, was ihm zusteht. «Warum dankt mir keiner, lädt mich keiner ein, erkennt mich keiner, während andere das Leben so lässig nehmen und auch noch beachtet werden?»

Die Beschäftigung mit den Anderen wird zum Problem. Die Anderen haben uns zwar nichts zu sagen, sie sind uns aber doch nicht egal. Die Anderen sind unsere Antreiber. Je mehr die Anderen mit uns zufrieden sind, desto besser geht's uns. Und wenn die anderen uns nicht beachten, geht's ins Bodenlose. Wie beim älteren Sohn. «*Der Vergleich ist das Ende des Glücks und der Anfang der Unzufriedenheit*» schreibt Kierkegaard. Das ist für mich nicht leicht zu begreifen. In einer Welt, die ständig Menschen vergleicht, als mehr oder weniger intelligent. Als mehr oder weniger attraktiv, als mehr oder weniger erfolgreich. Wenn ich höre, dass jemand gelobt wird, ist es schwer, nicht daran zu denken, ob ich etwa weniger lobenswert sei. Wenn ich lese, wie gut und wie nett andere Leute sind, ist es schwer, sich nicht zu fragen, ob ich nicht auch erwähnt werden müsste. Und wenn ich sehe, wie Auszeichnungen, Ehrungen und Belohnungen an ausgesuchte Menschen überreicht werden, komme ich schnell dazu, mich zu fragen: warum mir das nicht passiert.

Wie froh bin ich, dass die Geschichte nicht mit der Ankunft des jüngeren Sohnes endet. Wie gut ist es, dass der ältere Sohn draussen geblieben ist. So fordert er die Antwort des Vaters heraus. Er zeigt seinen Schatten, seine Verlorenheit und steht endlich dazu: Ja, ich bin neidisch und wütend! Ganz spontan antwortet der Vater und verurteilt ihn genauso wenig wie den jüngeren Sohn «*Alles was mir ist, ist dir!*» Merkt der ältere Sohn, dass es beim ihm auch ein Heimkommen braucht? Das ist ein schwerer Schritt. Denn er ist bereits so eingewoben im Zuhause, dass ja seine Umkehr im Alltag nichts ändert. Es ist die Haltung, die sich ändert – heraus aus einem Verdienstdenken hin zu deinem Gnadendenken. Sich selbst gegenüber und den anderen gegenüber.

Was machte in der Geschichte wohl der Sohn mit der Antwort seines Vaters? Liess er sich vom Vater überreden? Ging er noch ins Haus und nahm am Fest teil? Umarmte er gar seinen Bruder und liess der Freude freien Lauf? Mit diesen Fragen werden wir alleingelassen. Aber wir merken: für beide Söhne braucht es den Vater. Es braucht Gnade. Grenzenloses Erbarmen.

Der Vater: Eines der vielen Gründe, warum Menschen sich vom Christentum abwenden, ist ein verzerrtes Gottesbild. Was für ein Bild von Gott schwingt denn mit, wenn demonstrativ ein amerikanischer Präsident mit der Bibel in der Hand vor einer Kirche posiert? Oder was für ein Bild von Gott schwingt mit, wenn in der Führung der Landeskirche von Konflikten und Grenzverletzungen die Rede ist? Oder was für ein Bild von Gott schwingt mit, wenn Menschen wegen ihrer Hautfarbe oder ihrer Herkunft diskriminiert werden? Es wäre befreiend und erlösend, wenn wir uns vertieft mit dem Wesen des

Vaters beschäftigen würden. Wenn wir uns prägen lassen würden von dieser Barmherzigkeit, dieser Grosszügigkeit, dieser ganz anderen Sichtweise. Wie der Vater seinen Sohn willkommen heisst, ist berührend. Diese Geschichte zeigt keinen (!) moralischen Zeigefinger, spricht von keinem Bussgewand und kein 'Ich habe es dir ja gleich gesagt'. Es ist von einem Ring, neuem Kleid und üppigen Fest die Rede. Da ist Angekommensein, Heilung und Feiern. Die Geschichte erinnert uns daran, dass wir nicht anders werden müssen. Wir sind bereits Familie Gottes. Der Vater hat nie die Verbindung zu seinen Söhnen gekappt. Er war jeden Tag für seine beiden Söhne da, unabhängig von ihrem Verhalten. Das Herz des Vaters ist nicht in ein Mehr oder Weniger geteilt. Die spontanen Handlungen und Antworten des Vaters enthalten keinerlei Vergleiche. Gott vergleicht nicht. Niemals. Wir alle sind seine Lieblingskinder. Sein Herz geht hinaus zu seinen beiden Söhnen; er liebt sie beide, verschieden wie sie sind. Weder das Weggehen und Verprassen vom Erbe noch das Dableiben und Hungern nach Lohn und Anerkennung, führen in das Einssein mit Gott. Die Geschichte sagt uns mit Nachdruck, dass nicht wir uns für Gott entschieden haben, sondern dass Gott sich für uns entschieden hat. Das ist doch das grosse Geheimnis des Glaubens. Nicht wir wählen uns Gott. Gott wählt uns. Und die Frage ist nicht «Wie finde ich Gott?» sondern «Wie kann ich mich von ihm finden lassen?». Die Frage ist nicht: «Wie kann ich Gott lieben?» sondern «Wie kann ich mich von ihm lieben lassen?» Gott sucht uns, er sehnt sich danach, uns nach Hause zu bringen und mit uns zu feiern.

Jesus Christus erzählt diese Geschichte der verlorenen Söhne als Antwort auf die Empörung seiner Gegner. Warum sprichst du und handelst du so, als ob Gott keine Grenzen kennen würde? Warum holst du die, die an den Rand gehören, in die Mitte? Warum ist Gott für dich so barmherzig?

Und diese Geschichte verstehe ich als Einladung von Jesus, selbst Teil der Geschichte zu werden, um zu merken, worum es ihm geht. Wir dürfen der jüngere Sohn sein und umkehren und in die Arme genommen werden. Wir dürfen auch der ältere Sohn sein und uns vom Klagen und Selbstmitleid lösen. Und wir dürfen zum Vater und zur Mutter werden, die gelassen, grosszügig und barmherzig da sind, sich nicht mehr um das eigene Ich drehen und sich freuen, wenn Kinder heimkehren. Amen.